Abend-Ausgabe

Berliner Neueste Nachrichten
erscheinen täglich mehrmalig. Die Nummern erhalten 8 Zeitschriftenseiten:
1. Deutscher Hausfreund, wöchentlich. 2. Die Hausfrau, wöchentlich.
3. Landwirthschaftl. Nachrichten, wöchentlich. 4. Verkehrsnachrichten, wöchentlich.
5. Theater, Modenblatt, monatlich. 6. Produkten- und Waarenbörse-Bericht, wöchentlich. 7. Humoristisches Echo, wöchentlich.
8. Deutscher Reichsspiegel, Sammlung unser Gesetze, nach Bedarf.
Redaktion und Expedition: Berlin SW., Königgrätzer Straße 47/48.

Abonnementspreis pro Quartal:
bei allen Deutschen Post-Anstalten ..... Mk. 5.00
in Berlin bei der Expedition (wenn 2mal täglich zugestellt) Mk. 5.00
frei in's Haus „ 1. „ „ Mk. 4.40
Insertionspreis:
für die 6gespaltene Zeile 40 Pfg., für die 4gespaltene Reclamezeile Mk. 1.25.
Annoncen-Annahme in den Expeditionen: Königgrätzer Str. 47/48, Charlottenstr. 29, Alexandrinenstr. 120. Neue Promenade 6 und durch die Firma Rudolf Mosse sämtlichst und deren sämmtliche Filialen.

Telegramm-Adresse: Publicistik
Fernsprech-Anschluß: für die Redaktion: Amt VI. Nr. 4300
„ „ Expedition: „ VI. Nr. 60

Berliner Neueste Nachrichten

Unparteiische Zeitung

Nachträgliche Honoraranspruche können nicht berücksichtigt und unbenutzte Einsendungen nicht aufbewahrt werden.

16. Jahrgang Nr. 298 — Berlin, Sonnabend, 27. Juni 1896 — 16. Jahrgang Nr. 298

Politischer Theil

Tages-Uebersicht

Berlin, 27. Juni.

Fürst Nikolaus von Montenegro hat mit seinen beiden Söhnen Danilo und Mirko und einem großen Hofstaat, zu dem in diesem Falle u. A. der Ministerpräsident, der Kriegsminister und der Minister des Auswärtigen gehören, von Wien aus seine lange angekündigte Reise nach Belgrad angetreten. Während der Abwesenheit des Landesherrn wird die Fürstin Milena die Regentschaft über das Ländchen der Schwarzen Berge ausüben und die Festlichkeiten vorbereiten, die anläßlich des 200jährigen Jubiläums der Dynastie Petrowitsch in Cetinje im Laufe des Monats Juli stattfinden sollen; zu derselben Zeit erwartet man in Montenegro den Gegenbesuch des Königs Alexander von Serbien. In Belgrad rüstet man zum Empfange des montenegrinischen Fürsten mit liebevollem Eifer, denn man weiß es zu würdigen, daß der Schwiegervater eines Karageorgiewitsch zum ersten Male seinen Fuß in den Königskonak des Hauses Obrenowitsch setzt. Es ist alles aufgeboten, worden, um dem sammtwandelnden Nachbarfürsten und langjährigen Rivalen eine glänzende Aufnahme zu bereiten. Die Eisenbahnen haben ihre Fahrpreise nach Belgrad auf die Hälfte herabgesetzt, um den Zuzug von Gästen aus dem Innern nach der Residenz zu fördern; außer den zur Kompletirung der Belgrader Garnison herangezogenen fünf Regimentern sind sämmtliche Militär-Musikkapellen nach Belgrad befohlen worden, um an einem Monster-Zapfenstreich mitzuwirken; kurz, König Alexander ist bemüht, an den Tag zu legen, daß er die alte Rivalität des Beherrschers der Tschernagorzen um die führende Rolle an der Spitze des Serbenthums begraben und vergessen sein lassen will. König Milan ist seit jeher von unversöhnlicher Feindschaft gegen den Fürsten Nikolaus erfüllt gewesen, sein Sohn hat sofort nach Empfang der Königswürde demonstrativ an den Tag gelegt, daß er eine Aussöhnung mit dem Nachbarfürsten aus serbischem Stamme anstrebe.

Daß die jetzt sich vollziehende persönliche Annäherung zwischen den beiden, gleichem Volksstamm entsprossenen Herrschern nicht ohne politische Bedeutung ist, muß ohne Weiteres einleuchten. Lange Zeit hat man in Serbien alle Schritte des Montenegriners argwöhnisch beobachtet, weil man — ob mit Recht oder Unrecht mag dahingestellt bleiben — denselben im Verdacht hatte, daß er mit russischer Unterstützung nach der serbischen Königskrone trachte; bei der Rivalität zwischen Obrenowitsch und Karageorgiewitsch waren derartige Prätensionen auch naheliegend, besonders seitdem die älteste Tochter des Fürsten Nikolaus einem Karageorgiewitsch ihre Hand zum Lebensbunde gereicht hatte. Die Festigung der freundschaftlichen Beziehungen zwischen Serbien und Montenegro entzieht solchen Aspirationen den Boden. In Serbien dürfte dieser Besuch die nie ausgerottenen Phantasien von einem großserbischen Königthum oder gar einem südslavischen Balkanbunde neu beleben. Daß aber diese Ideen hübsch in dem bescheidenen Rahmen der serbischen Salonpolitiker bleiben, dafür wird die Einmüthigkeit der europäischen Großmächte in der Wahrung des Friedens auf der Balkanhalbinsel Sorge tragen. Von Rußland, welches in dieser Richtung das maßgebende Wort zu sprechen hätte, kann König Alexander keinerfalls eine Ermuthigung zur Bethätigung politischer Prätensionen erwarten. In Oesterreich-Ungarn wird nichtsdestoweniger diesen serbischen Verbrüderungsfesten mit einiger Besorgniß entgegengesehen, zumal Tausende aus österreichisch-ungarischem Gebiet anläßlich Serbiens zur Begrüßung des montenegrinischen Herrschers nach Belgrad zu pilgern sich anschicken. Die österreichischen Grenzbehörden verschärften in Folge dessen das Paßvorzeigen, um den Uebertritt der ungarischen Serben auf das Nachbarterritorium zu verhindern. Das hat an der serbischen Grenze zu unangenehmen Auseinandersetzungen geführt.

Ursprünglich war geplant, daß auch Fürst Ferdinand von Bulgarien zur Zeit der Anwesenheit des Montenegriners in Belgrad eintreffen sollte; der Bulgarenfürst aber hat es vorgezogen, sich gerade jetzt zur Kur nach Karlsbad zu begeben. Man erzählt sich, daß zwischen ihm und dem Fürsten Nicolaus höfische Eifersüchteleien schwebte bezüglich der Frage, wer von den Beiden dem Anderen die erste Pflichtvisite abzustatten hätte. Auch die Heirathsmacher sind wieder geschäftig am Werke. Der alte Nikolaus hat in seiner Tochter Xenia eine nicht üble Partie zu vergeben. Die Volksthümlichkeit des Königs Alexander würde nur gewinnen können, wenn er eine serbische Prinzessin zur Gattin ernählte; er würde auf diese Weise zu dem feindlichen Hause Karageorgiewitsch und dem russischen Kaiserhofe in nahe verwandtschaftliche Beziehungen treten. Die Kombination ist jedenfalls recht fein erdacht. Vielleicht also sitzt Gott Hymen in Belgrad mit den serbischen Fürsten zu Tische.

*

Seit etwa einer Woche kommen täglich Nachrichten von einem gefährlichen Aufstande der Eingeborenen in Maschonaland, nachdem einige Monate früher der Matabele-Aufstand eine tägliche Rubrik in den Zeitungen bildete. Die ersten Mittheilungen über die Erhebung der Maschona erregten Mißtrauen, weil man wußte, daß der sogenannte Matabele-Aufstand in den englischen Berichten stark übertrieben worden war, und weil man nicht erkennen konnte, welchen Zwecken englisch-südafrikanischer Politik etwa die Maschona-Unruhen dienen sollten. Indessen lauten die neueren Nachrichten so bedenklich und sind in ihren Einzelheiten so bestimmt, daß man die Lage wohl für recht ernst halten könnte, wenn nicht viele Angaben der früheren Mittheilungen erinnerten. Wie es jetzt heißt, das Fort Salisbury aber ein anderes wäre in Gefahr, von den Eingeborenen genommen zu werden, so lauteten die früheren Telegramme sowohl über Salisbury selbst wie über Bulumano ganz ebenso. Erst werden Nachrichten aus südafrikanischen Zeitungen abzuwarten sein, ehe einrichtiges Urtheil zu gewinnen ist. Als die englischen Zeitungen die Lage in Matabeleland am schlimmsten darstellten, wiesen die Burenzeitungen mit guten Gründen darauf hin, daß die Lage keine so schlimme sein könnte. Man muß sich fragen, wer denn die Aufständischen sind? Denn die Maschona sind schon seit langer Zeit von den stärkeren Matabele unterdrückt gewesen; sie haben ihre kriegerischen Eigenschaften von früher fast ganz verloren und haben selbst bei der Besitzergreifung ihres Landes durch die Engländer vor einigen Jahren nicht den geringsten Widerstand versucht, wie es die Matabele thaten. Wie sollte nun plötzlich dieser unruhige Geist über sie gekommen sein? Die nächste Vermuthung geht dahin, daß der Aufstand ebenfalls von den Matabele hervorgerufen sein könnte; möglich wäre es, daß diese die von ihnen abhängigen und unter ihnen zerstreuten Maschona mit hineingerissen hätten. Die Bedrückungen der Chartered Company mögen auch ihren Antheil daran haben. Die Matabele haben sich seit 1893 mehr in die nördlichen Gegenden zurückgezogen, sie wohnen dort offenbar noch in größeren Mengen und sollen nur durch die Rücksichtslosigkeiten der eingewanderten Weißen zur Erhebung vermuthet worden sein.

Aus gut unterrichteten parlamentarischen Kreisen wird uns berichtet, daß die Nachricht vom Bevorstehen des Rücktritts des Handelsministers Freiherrn von Berlepsch für zutreffend gilt. Herr von Berlepsch soll sich übrigens zur Zeit außerhalb Berlins aufhalten.

Das Juliheft der „Deutschen Revue" veröffentlicht Folgendes:

Einige Worte über die Armeereorganisation des Generals Graf Caprivi. Von v. Leszczynski.

„In der Presse wird in letzter Zeit wiederum die Frage erörtert, ob drei- oder zweijährige Dienstzeit richtig sei. Man geht von einer Seite sogar so weit, zu sagen, daß die Organisation des Grafen Caprivi ein Fehler gewesen und die Rückkehr zur alten Organisation zu empfehlen sei. Da nun mein Name wiederholt mit der neuesten Organisation in Verbindung gebracht wird, weil ich sie seinerzeit warm befürwortete, so hatte ich es für angezeigt, nachmals in Kürze die Angelegenheit zu beleuchten.

Seit dem Regierungsantritt Seiner Majestät ist fort und fort die Frage erörtert worden, wie man den militärisch-politischen Forderungen gerecht werden könne. Diese Forderungen verlangten gebieterisch an der Ost- und Westseite des Reiches eine bestimmte Zahl Gefechtseinheiten und zwar an bestimmten Tagen, völlig kriegstüchtig und operationsfähig.

Wer nun diese Forderungen nicht genau kennt, kann mit dem besten Willen nicht über die Organisations-Entwürfe von Werdy oder Caprivi urtheilen. Thut man dies dennoch, so beschädigt man sich mit Kleinigkeiten, die bei den großen Aufgaben höchst unbedeutend sind.

Vor der Reorganisation waren die verfügbaren Gefechtseinheiten nicht sofort operationsfähig, weil in der Linie theilweis die Landwehr ersten Aufgebots, nur in den Reserveabtheilungen Landwehr zweiten Aufgebots enthalten war. Die Zeiten sind vorüber, wo Alles bekannt und durften nicht bekannt werden.

Wer nun heute über die Maßnahmen ein Urtheil fällen will und die damalige Augmentation der Armee nicht kennt, der spricht Dinge, die er nicht kennt. Nur sehr wenige Offiziere des Kriegsministeriums und Generalstabes haben hiervon Detailkenntniß gehabt, und sicherlich ist nicht einer dieser Herren der Ansicht, daß General Caprivi Fehler gemacht hat.

Um die Lücken der Armee nun auszufüllen, blieb nichts anderes übrig, als so viel Rekruten einzustellen, wie irgend möglich, nun verzichte damit die operative Armee nicht allein, sondern genau alle Reserven. Das Reich hat aber nicht die Mittel, um hohe Etats, wie sie die dreijährige Dienstzeit erforderte, zu bezahlen. Es blieb also nur übrig, zur zweijährigen Dienstzeit zu schreiten.

Wenn nun über die vierten Bataillone gelacht wird, so vergißt man, daß dem General Caprivi vom Reichstag ganz erhebliche Quoten Rekruten abgehandelt worden sind. Natürlich geschah dies auf Kosten der vierten Bataillone, die allerdings eine Art Kaviar werden. Aber das große Ziel, „die Schlagfähigkeit der Armee", war erreicht, und deshalb hat sich General Caprivi ein unsterbliches Verdienst erworben, das jedermann hochhalten sollte.

Die Reorganisation aber ist vierten Bataillone ist zweifellos ein Fortschritt und muß freudigst begrüßt werden, zumal die sofortige Ergänzung des Abganges bestehen bleibt.

Es wird von einigen Schriftstellern gesagt, daß eine „eine und gute Armee besser sei als eine große, minderwerthige. Die Ansicht hat etwas des wahren, wenn eine Unterstützung einer Volksorganisation, wie 1871, gegenüber steht. Aber auch hier giebt es bestimmte Grenzen, die nicht zu überschreiten sind; heute handelt es sich jedoch um gleichwerthige Gefechtskörper; eine kleine und gute Armee würde einfach zu Tode gehetzt, wenn die Reihen in guter Organisation und mit stärkeren Waffen gegenüber treten.

Es wird behauptet, daß das Reich sehr wohl die Mittel hätte, die dreijährige Dienstzeit zu bezahlen. Dem gegenüber ist eine einfache Rechnung aufzustellen. Wenn heute die Kompagnie eine 70 Rekruten einstellt, so ist der Etat 140 Mann. Dient der Mann aber drei Jahre, so ist der Friedensetat 210 Mann. Will man aber den Etat verringern, so setzen die Leute schließlich bei der Festdarmer und andern Organisationen. Ob sie aber fehlen können, das vermag kein Uneingeweihter zu beurtheilen. Hier ist nur allein die oberste Heeresleitung maßgebend, und jeder gute konservative Mann sollte zu derselben ein unerschütterliches Vertrauen haben.

Wenn schließlich von den Vortheilen des militärischen Geistes gesprochen wird, der „durch die dreijährige Dienstzeit erzogen werden soll, so wird hier niemand widersprechen; ob aber dieser Geist allein durchschlagend ist, wenn wir nach zwei Seiten Front machen müssen, ist sehr fraglich. Wenn in einem solchen Fall nicht das ganze Volk einmüthig mit glühendem Patriotismus an der Front steht, wenn nicht alle Parteiungen aufhören, dann geht es überhaupt nicht.

Die fünfundzwanzigjährigen Erinnerungsfeste werden aber doch wohl den schwarzsehenden Pessimisten klar gemacht haben, daß dieser Geist im Volk vollauf vorhanden ist."

Wir geben diese Zeilen wieder, weil sie durch den in der Armee wie im Volke hochgeehrten Namen des Generals von Leszczynski, des ehemaligen Stabschefs des Generalkommandos von Werder an der Lisaine, zuletzt (1891) kommandirenden Generals des IX. Armeekorps, gedeckt sind, können jedoch nicht umhin, darauf aufmerksam zu machen, daß die Ansichten hochgestellter Militärs, die in die Erfordernisse der militärisch-politischen Lage mindestens ebenso eingeweiht sein dürften wie Herr General von Leszczynski, zu den von diesem ausgesprochenen Anschauungen in direktem Gegensatz stehen. Wir gehen wohl kaum fehl, wenn wir hinzufügen, daß dieser Gegensatz der Anschauungen über das militärische Werk des Generals von Caprivi für das Aufsehen der Reichskanzlerschaft des letzteren in hohem Grade mitbestimmend gewesen sein dürfte, vielleicht mehr noch als die nachgerade fast allseitige Verurtheilung seiner politischen Mitwirkung.

Die Chartered Company hatte es anfänglich für zweifelhaft erklärt, ob sie die von den Direktoren Cecil Rhodes und Beit und dem Sekretär der Gesellschaft Dr. Harris in Folge des Mißlingens des Transvaal-Putsches eingereichten Entlassungsgesuche annehmen werde. Nach mehrmaligem Bitten hat sie jedoch immerhin begriffen, daß sie der englischen Regierung durch eine Verfügung der Entlassung zu große Verlegenheiten und sich selbst vielleicht die Gefahr einer nothgedrungenen Entziehung des Freibriefes zuziehen würde. Es ist irrtümlich, daß die von London kommende Meldung, daß die Gesuche der genannten Anstifter des Hilfsbüchsenzuges genehmigt worden seien, ausgelegt worden. Der Verwaltungsrath hat sich indessen dabei einer heuchlerischen Täuschung der Oeffentlichkeit schuldig gemacht, deren Dreistigkeit ihres Gleichen sucht. Man telegraphirt darüber Folgendes:

London, 26. Juni. „Die Erklärung des Verwaltungsrathes bringt die hohe Anerkennung der großen Dienste zum Ausdruck, welche Rhodes dem britischen Reiche geleistet hat, und bedauert, daß die Dezember-Ereignisse in Transvaal, von welchen die Company keine Kenntniß gehabt hatte, die Annahme der Rücktrittsgesuche nothwendig mache. Gleichzeitig kündigt die Gesellschaft an, daß Rhodes in Rhodesia bleiben werde und der Company bei der Verwaltung des Landes seine Hilfe leihen wolle."

Der Welt nach den von der Transvaal-Regierung veröffentlichten Dokumenten die Unwahrheit aufbürden zu wollen daß die Company von dem Zuge keine Kenntniß gehabt habe dazu gehört allerdings eine Stirn. Die Feldt in England zu den Seitenheiten zählen dürfte. Wenn Rhodes und Beit, Scheinheiligkeit auch bei anderen Anlässen Ihre Stirnchen auf dem Schmuckplatz ihrer Thaten verbleichen, so wird in der Sache nicht das Mindeste geändert. Der Ausstritt erfolgt nur zum Schein. Um so berechtigter wird unter solchen Umständen das Verlangen der britischen Kolonialpolitik nach den Herren Verschwörer nun endlich gerichtlich verfolgt werden mögen. Ihre Anwesenheit an der Grenze wird zu einer Herausforderung für die Regierung von Transvaal und bedeutet eine stete Gefahr für die Ruhe der Südafrikanischen Republik.

□ Aus London, 25. Juni, wird uns geschrieben:

Herr Chamberlain hat gestern Sir Hercules Robinson in seinem Hotel aufgesucht und die Beziehungen zwischen dem Leiter der britischen Kolonialpolitik und dem Vertreter der Regierung in Südafrika haben sonach angefangen, wieder ein normales Gesicht zu gewinnen. Sir Hercules kam hierher mit einer grundverschiedenen Auffassung über die Transvaalvorgänge, er hat durch persönliche Eindrücke die Ueberzeugung gewonnen, daß dem Ansehen des englischen Namens mit dem Stockjobbing Imperialismus gar wenig gedient sei, und am wenigsten mit der Gewißheit, daß Leute über die Kraft hätten, die Rechte nichtsnutziger auch mit anderen als bloß papierenen Mitteln zu verfechten. Anfangs war Herr Chamberlain wenig geneigt, einer solchen Auffassung ein Gewicht auf die praktischen Entschließungen zu gestatten; mittlerweile haben die Dinge aber durch ihre eigene Schwere gewirkt und man wird in der Folge wohl deutlich gewahren, daß man es nun mit einer sanfteren Methode versucht.

Die Verhältnisse sind überdies nicht gerade danach angethan, um eine besonders energische Aktion des englischen

---

Feuilleton

Jugenderinnerungen eines Malers*)

Von M. Munkacsy.

Man weiß, daß der berühmte Maler, der jüngst von Paris in seine ungarische Heimath zurückübersiedelt ist, und dessen großes Gemälde „Ecce homo" gegenwärtig in Budapest ausgestellt ist, auf dem Umwege über eine harte Jugend zu den Höhen der Kunst gelangte. Von diesen Jugendtagen erzählt er nun selbst in ganz reizender Art und zwar in der „Revue de Paris". Er eröffnet seine „Souvenirs de jeunesse" mit dem Jahre 1848, bis zu welcher Zeit seine Erinnerungen zurückreichen. Er wurde im Jahre 1846 geboren. Als die Russen sich seiner Vaterstadt Miskolcz näherten, wurde er, der Sicherheit wegen, mit der Mutter und den Geschwistern zu seinem Großvater nach Cserepvar gebracht. Der Vater blieb in Miskolcz zurück, er gebrauchte russische Gefangenschaft und hatte sich dabei den Keim der Krankheit, die ihn bald dahinraffen sollte. Nachdem Ruhe eingetreten war, kam der kleine Mihka wieder nach Miskolcz, wo er das Unglück erfuhr, seine Mutter zu verlieren. Einst Waisen blieben mitsammen zurück und wurden bei fünf Verwandten als Familienmitglieder aufgenommen. Mihka kam nach Csaba zu einem Onkel Namens Roek. Aber dieser, so gut sein Wille war, befand sich nicht in der Lage, materielle Opfer für den Neffen zu bringen. Was nun zunächst sein Schicksal war, erzählt Munkacsy wie folgt:

Eines Morgens sagte der Onkel zu mir: „Mein Junge, ich habe nicht die Mittel, Dich studiren zu lassen. Uebrigens ist es in unserer Zeit besser, ein durch seine Arbeit unabhängiger Arbeiter, als ein gnädiger Herr zu sein, der allen möglichen Bedrängnissen fruchtlos nachhängt. Willst Du Tischler werden?"

Man würde sich irren, wenn man annähme, daß ich das, was mein Onkel mir auseinandersetzte, begriffen hätte. Aber es dünkte mir eine angenehme Aussicht, Tischler zu werden. Ich hielt es für etwas Entzückendes, barfuß, mit aufgestreiften Hemdärmeln, in einer Schürze, wie ich sie bei anderen Lehrjungen gesehen hatte, durch die Straßen zu laufen. So sagte ich denn mit Enthusiasmus: „Ja." Und im Stillen meinte ich: „Wenn der Onkel seine Absicht nur nicht ändert!"

Mit großer Befriedigung sah ich am nächsten Morgen einen Tischlermeister bei uns eintreten, mit welchem die Bedingungen meiner Lehrlingschaft abgemacht wurden. Der Onkel wollte, daß man mich etwas besser behandle als die übrigen Lehrlinge, vor Allem, daß man mich nicht zu Geschäften außerhalb der Werkstätte, wie Wasser tragen, Schweine hüten, überhaupt nicht zu den Frohndiensten verwende, die nicht unmittelbar mit dem Tischlerhandwerke zusammenhingen. Für meinen Unterhalt sollte Onkel Roek jährlich zwölf Gulden bezahlen und vier Säcke Korn liefern. Die Lehrlingszeit wurde auf dreieinhalb Jahre festgesetzt. Als dieser Vertrag zwischen Onkel Roek und Meister Langi geschlossen wurde, zählte ich zehneinhalb Jahre. Ich brannte vor Ungeduld, meine neue aber vielleicht meine erste Laufbahn zu beschreiten. Meinen Freunden Bidowsky (seiner Familie, die sich des Knaben unerhörtig angenommen) verkündete ich stolz meinen Einstand. Sie wußten schon davon, Frau Bidowsky schüttelte bedenklich den Kopf. Ich begriff das damals nicht. Sie faßte mich und sagte mir zum Abschiede: „Jeden Sonn- und Feiertag kommst Du zu uns." Gott segne sie für ihre Güte! Wie viel Freuden, wie viel Tröstungen hat das Mitgefühl dieser Frau mir eingebracht! Man schritt zu meiner Ausstattung, wozu nur wenig Zeit nöthig war. Ich bekam einen Strohsack, der mir als Matratze dienen sollte, einen Polster und eine Decke. Der Onkel gab mir einen Becher und ein Eßbesteck aus schwerem Silber. Es war das mein Erbtheil nach meinem Vater. Und nun führte der Onkel mich zu Meister Langi.

Als ich „eingekleidet" war, stellte der Meister mich dem ganzen Personal, Gesellen und Lehrlingen, vor, denen ich gehorchen sollte — den Gesellen wegen der Autorität, die sie über die Lehrlinge haben — den Lehrlingen, weil sie älter als ich waren und auch länger im Dienste. Ich muß namentlich den alten Janos nennen, der seine Autorität sofort gebrauchte und mir befahl, ihm Feuer zu wünschen. Ich trat in ein Kabinet, das etwa einen Meter lang und zwei Meter breit war, und wo, wie von den alten Bestallungen, ein ewiges Feuer unter der Asche unterhalten wurde. Mit Aufwand seiner Lungenkraft mußte mein neuer Kamerad das Feuer anfachen, um eine Flamme herauszubekommen, die zur Erhitzung des Leims genügte. Dieses erste Experiment hat sich dauernd meinem Gedächtnisse eingeprägt. Es sehr mußte der Junge, um mir die richtige Anleitung zu geben, sich anstrengen. Endlich fingen die Funken zu knistern an und stiegen zum Kamin empor, indem sie auf dem rutschigen Grunde Zickzacklinien beschrieben und sich endlich ins Leere verloren. Unter der Asche belebte sich langsam das Feuer, und bald ward ein lodernder Scheiterhaufen flackernde alsdann eine helle Flamme auf. Wir stellten die Kasserole auf den Dreifuß, und der Leim erweichte sich. Ist er flüssig, so faßt man die Kasserole beim Griff an, und eilt zu dem Arbeiter, der ihn eben braucht.

Das Alles lernte ich in der ersten Stunde und damit war auch die Thätigkeit fest begrenzt, die ich vorderhand übernahm. Ich hätte lieber gehobelt und sofort einen Werkstich für mich gehabt. Statt dessen bekam ich blos ein langgestieltes Messer und ein kleines Stück Brett, das ich in Stifte zerschneiden durfte. Damit kam ich meinen Ambitionen doch ein bischen nahe.

In der Werkstätte kannte man meine Familie und staunte, mich hier zu sehen. Man fragte mich, warum ich nicht die Studien fortsetzte. Ich wußte nicht, was ich antworten sollte. Einer der Arbeiter sagte: „Er ist zu dumm, um etwas zu lernen." Ein Anderer: „Wahrscheinlich ein Taugenichts!" Ich fühlte mich ein wenig beschämt, aber sehr glücklich. So schnitt ich denn drauf los, ohne ein Wort zu sprechen, und darüber verfloß der erste Tag. Um 7 Uhr, es war im Hochsommer, kam eine dicke unförmliche Bäuerin, wie eine zweibeinige Kuh, an die größteste Glastür, die in den Korridor ging, und verkündete flavisch, daß das Mittagessen bereit sei. Die Arbeiter, die an einem Tische mit dem Herrn saßen, hielten in der Arbeit inne, zogen ihre Taschentücher aus dem Werktische, kämmten sich das Haar, einige wuschen sich sogar die Hände, indem sie aus dem Kruge einen Schluck Wasser in den Mund nahmen und dieses als Wasch benutzten. Würdevoll-schweren Schrittes gingen sie bis aus Ende des Korridors, wo der Speisesitz seiner Pfuhl hatte. Der Herr und die Frau hatten sich feierlich gesetzt. Die Arbeiter setzten sich ebenfalls und wünschten „guten Appetit". Um ein Beispiel von Mäßigkeit zu geben, nahmen sie sehr kleine Portionen aus der Schüssel. Die Frau sagte gewöhnlich, sie habe sich recht müde gearbeitet. Der Herr nahm wenig von den gemeinsamen Gerichten. Aber wenn die Arbeiter sich entfernt hatten, bemerkte man an anderen Ende des Korridors verdächtige Bewegungen, mysteriöse Besprechungen, und neue Speisen wurden aufgetragen, deren Geheimniß die besagte zweibeinige Kuh um manchmal, wenn sie gerade zu Befehlen sich gerufen war, verrieth. Damals hatte ich noch nicht Appetit genug, um mich an den ersten Tage bemerkte, daß die Einladung zum Essen für mich und die Gesellen gerichtet war, fragte ich demuthsigt: „Und wir?"

Ich war sehr neugierig, wann und wie wir essen würden und warum man uns nicht an den Tisch setzen ließ. Ich bekam nicht Zeit, mich langen Betrachtungen hinzugeben, denn die dicke Person kam mit einem riesigen Napf. Sie stellte ihn auf den Fußboden nächst der Thür. Wir beeilten uns, uns in den verschiedenen Stellungen, die wir auf den Ueberbleibseln des Bodens rings um den Napf zu lagern. Der Napf wurde in Sturm genommen und geleert, und zwar mit Hilfe eines Löffels, den die Dicke Jedem von uns anstatt eines Besteckes gereicht hatte. Der erste Ankömmling hatte sich gewissermaßen des Napfes übermächtig und verhielt mich schüchtern, aber bald erkannte ich, daß Schüchternheit und Bescheidenheit hier nicht am Platze wären. Wir waren unser fünf um den Napf versammelt, und unsere Devise mußte sein: „Jeder für sich und Gott für Alle!" Die Löffel tauchten mit schwindelnder Schnelligkeit in die schmutziggraue Flüssigkeit, mit der das Gefäß angefüllt war, und schlugen auf einander wie Lanzen im Kriege. Man hatte mich im Voraus aufmerksam gemacht, daß es verboten sei, das Heft, das im Napf war, zu berühren; dieses durfte den Löffeln erst übersammelt werden, bis der flüssige Theil aufgezehrt war. Dann aber mußte man sich ehrlich in das endlich zum Vorschein kommende Stück Fleisch theilen. Leider machte ich oft die Wahrnehmung, daß wir nichts Bemerkenswerthes herausfischen konnten. Die Theilung war eine heiße Sache und vollzog sich unter gespannter Aufmerksamkeit. Derjenige, der vertheilte, hatte nicht das Recht der Wahl; er mußte sich mit dem begnügen, was übrig blieb; er übte, so weit als möglich, Unparteilichkeit. Die erste dieser Mahlzeiten ist mir wegen verschiedener Ueberraschungen in der Erinnerung geblieben. Wir kauerten nach am Boden, als die Arbeiter sich erhoben und der Korridor nutzlos zu um kamen. Ein Geselle sprang über unseren Napf, die Magd zwickte ihn in ein Bein und brach in ein rohes Lachen aus. Der Arbeiter warf sie zu Boden. Und nun entspann sich zwischen ihr und dem Gesellen eine Balgerei, wie ich sie dann oft sich abspielen sah. Das war die gewöhnliche Unterhaltung.

Da Sommerzeit war, schlief Alles, mit Ausnahme des Herrn und der Frau, im Freien, im Hofe, wo Jeder wollte. Diese Gewohnheit machte mir große Freude. Man nahm die Matratze und bettete sich nach Belieben. Die Matratzen der Lehrlinge waren im Korridor aufgelegt. In der ersten Nacht schloß ich kein Auge vor Ungeduld, den Tag und die Werkstätte wiederzusehen. Die wenigen Stunden der Nachtruhe dünkten mir eine Ewigkeit. Jeden Augenblick weckte ich meinen Nachbar mit der Frage, ob man nach nicht aufstehe. Endlich verlor er die Geduld und gab mir zur Antwort, an die ich später gar oft dachte: „Du wirst noch genug daran haben, aufzustehen." Darüber schlief er wieder ein. Ich schwieg und erwartete so den Tagesanbruch. Beim ersten Schimmer erhob ich mich, sehr erstaunt, daß meine Kameraden alle noch ausgestreckt liegen blieben. Nach einer Ewigkeit kam die Magd aus der Küche und schrie mit ihrer rauhen Stimme: „Klapsi, horsa", die einzigen slovakischen Worte, die ich noch kenne, und ihr folgten: „Auf, Jungens, auf!" Es war fünf Uhr. Die Kranzkäufer tauchten aus den Decken auf. Man streckte sich, man gähnte, man stand auf.

Bald war die ganze Werkstätte in Bewegung. Ich war mitten in diesem Getriebe glücklich, mich zu bewegen, welches sich, als ich die Stifte schnitt, deren jeder mir ein Werk für sich erschien.

Um 7 Uhr kam der Meister und blieb mitten in der Werkstätte stehen, die Hände auf den Hüften, den Hut vorgeschoben, und blickte um sich. Er war mit dem, was ich machte, zufrieden, wollte mich aber nicht bei dieser Thätigkeit belassen. Er führte mich in einen Winkel vor eine viereckige, auf einem Tische liegende Marmortafel, nahm einen an der Wand befestigten Gestell eine Dütte und entleerte sie auf die Marmortafel. Es waren Farben in Pulverform. Er mischte sie mit Oel und zeigte mir, wie sie zu zerreiben wäre. Im Anfang unterhielt mich diese Beschäftigung, bald aber ward sie mir zur unerträglichen Qual. Nachdem ich mich eine halbe Stunde mit der Farbenreiberei befaßt hatte, sah ich zum Gewölbe der ganzen Werkstätte, wie ein grünes Ungeheuer aus. Die Farbe floß von allen Seiten über, ich konnte sie nicht auf der Marmortafel festhalten. So sehr ich mich dagegen wehrte, ich schwamm, zu meinem Verdrusse, in dieser klebrigen Masse. So bestätigte ich mich denn der Gesellen Aufträge, die die Gesellen mir ertheilten,

*) Nachdruck verboten.